

Ein ungewöhnlicher, ein ereignisreicher Sommer, kein Sommerloch 2006. Zeitweise tropische Hitze, eine Fußballweltmeisterschaft, die Welt und ein Bär zu Gast bei Freunden in Deutschland. Und schließlich ein Buchereignis noch vor der Eröffnung der Frankfurter Buchmesse.

Von Norditalien kommend, überquerte im Frühjahr ein Bär namens Bruno die Alpen und durchstreifte das bayerische Alpenvorland. Einmal in den nördlichen Alpen gelandet, wechselte er die Richtung. Statt weiter nordwärts, bewegte er sich abwechselnd in westlicher und östlicher Richtung und zeigte sich als ausdauernder Wanderer; mal wurde er in österreichischen, meist aber in bayerischen Wäldern gesichtet. Um sich zu ernähren, hat er ein paar Schafe, einige Hühner und ein Meerschweinchen gerissen. Auch einen Bienenstock hat er nach Nahrung durchsucht und einmal ein Bad in einem bayerischen Bergsee genommen—alles in gehörigem Abstand zu den Menschen. Bruno zu Gast bei Freunden? Der Bär als Attraktion oder Problem? Bruno als Attraktion und Problem: Mit täglich neuen Bildern in den Zeitungen spielte sich Bruno ebenso in die Herzen der Menschen, naturgemäß vornehmlich derer, die weit genug weg waren, wie er die Menschen in seiner unmittelbaren Umgebung in Furcht vor dem Ausbleiben der Feriengäste versetzte. Nach den Medien nahm sich die Politik des Bären an. Sie wäre sicher gerne mit dem Bären in Verhandlungen eingetreten mit dem Ziel der Erhaltung der Attraktion und damit der Beförderung des Tourismus einerseits (zuständig: das Wirtschaftsministerium) und dem Ziel der Gewährleistung der Sicherheit von Mensch und Umwelt andererseits (zuständig: Innen- bzw. Umweltministerium). Interministerielle Arbeitsgruppen, transministerielle Koordinatoren, Staatskanzlei und schließlich das wägende Wort des Ministerpräsidenten wären vorstellbar gewesen, hätte der Bär die Gabe der Rede. Er hat sie bekanntlich nicht. So sah die Politik keine andere Option, als das Umweltministerium mit dem Bären zu befassen. Der zuständige Minister Schnappauf setzte einen Stab und an dessen Spitze einen Herrn Wölfel ein. Man überlegte, auch angesichts der landesweiten Sympathien, die Bruno entgegengebracht wurden, das Tier einzufangen und in seine Südtiroler Heimat zurückzubringen. Bruno wußte sich indessen den verschiedensten Fangversuchen so gelassen wie geschickt zu entziehen. Als er sich aufmachte, nun auch ein paar Ortschaften aus der Nähe anzuschauen, ergab sich für den analysierenden Stab folgender Schluß: der Bär hat sich, da Ortschaften besiedelt sind, dem Menschen genähert, und der Bär ist damit vom Normalbären zum Problem-, wenn nicht gar zum Schadbären geworden. Ein typischer Fall für ein doppelstrategisches Vorgehen: Fangversuch verschärfen und Vorkehrungen für ein eventuell erforderliches Erlegen des Bären treffen. Bären kann man fangen, indem man sich ihnen so weit nähert, daß man gezielt einen Schuß mit einem einschläfernden Mittel

---

Jörg Wormer, KulturZeitRaum. Das Feuilleton der ZIF. *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht* [Online], 11: 3, 2006, 7 S.

setzen kann. Bruno schien so etwas auf sich zukommen zu sehen und machte sich zunächst einmal aus dem Staub. Nicht, daß er den Stab zum Narren hielt, er witterte einfach Ungemach. Bruno als ein offensichtlich sehr freiheitsliebender Bär ging Nachstellungen aller Art aus dem Wege. Der Stab wiederum, zum Erfolg verpflichtet, entwickelte die beliebte Expertenidee: irgendwo auf der Welt muß es Experten geben, denen zumindest ein Teil der Aufgabe zugedacht oder an die delegiert werden kann. So wurde etwa ein halbes Dutzend finnischer Spezialisten mit Bärenspürhunden eingeflogen, die an der Grenze nur wenige veterinärmedizinische Schwierigkeiten überwinden mußten. Nachdem die Spürhunde die Fährte aufgenommen hatten, tauchte Bruno für einige Tage nicht mehr auf; dann ließ er sich in Österreich blicken, wo der bayerische Stab naturgemäß nicht tätig werden durfte. Eine Abstimmung zwischen den Ländern wartete Bruno nicht ab, sondern bewegte sich wieder auf Bayern und seine finnischen Bärenfänger zu. Diese traten aber nach etwa einer Woche wieder die Heimreise an, weil sie dem Bären nicht so nahe gekommen waren, um ihm die einschläfernde Spritze an der richtigen Stelle in den Pelz zu schießen. Bruno mußte die ganze Aktion mißfallen; wie um ein Exempel zu statuieren, begab er sich ausnahmsweise kurzzeitig auf eine Landstraße und versetzte einem fahrenden Auto einen Tritt—im Auto: ein Jäger. Während der ganzen Zeit berichtet die Presse tagein, tagaus, und Bruno wird Kult. Die seit 227 Jahrgängen stets seriöse *Neue Zürcher Zeitung* gar spricht von Bruno als Superstar und bringt den Umgang mit dem Bären („Bruno und die Bürokraten“) in Beziehung mit der deutschen Politik im Jahr eins der großen Koalitionen („Im Dickicht deutscher Dauer-Sorgen“, 24.06.06). Die Bruno-Begeisterung ist auf ihrem Höhepunkt, die Druckerschwärze der NZZ noch kaum getrocknet, da rauscht aus dem Alpenwald die Nachricht in die Ticker der Agenturen: der Bär wurde in der Nacht von Sonntag auf Montag von drei Jägern gestellt, und, da er als Schadbär eingestuft und zum Abschluß freigegeben war, von einem Jäger erlegt.

Aufschrei in der unmittelbaren Umgebung aus Erleichterung, Aufschrei in Deutschland und weiten Teilen Europas aus Empörung—Pressekonferenz mit dem Hinweis, was der Bär Schlimmes hätte anrichten können. Der Stab hat seine Schuldigkeit getan, der Bär wird gekühlt, präpariert und soll ins Museum. Aus Südtirol wird der Bär eigentumsrechtlich ein- und zurückgefordert. Eine Sonderbriefmarke zu Ehren von Bruno wird in einer Auflage von 20.000 Exemplaren gefertigt und vertrieben mit der Anregung, mit ihr Protestschreiben an das zuständige Ministerium zu frankieren. Im Internet wächst die Textmenge zu Bruno ins Unermeßliche an. Und in Rumänien leben dem Vernehmen nach etwa 6.000 Bären, die immer wieder auch Stadtränder in ihre Streifzüge einbeziehen.

Bruno Superstar und die „Weltmeister der Herzen“. Der jugendliche Braunbär hat ganz alleine geschafft, wofür die 32 für die Endrunde qualifizierten Länder vier Jahre Vorbereitungszeit und unvorstellbare Summen an Geld eingesetzt haben, um sich in Deutschland für die vier Wochen währende Fußballweltmeisterschaft zu treffen: Popularität und ein wenig Ruhm für eine begrenzte Zeit. Der „Kaiser“ Franz Beckenbauer hatte immer wieder gesagt: „Ja, das wird ein ganz großes Fest in ganz Deutschland, ein Fest, wie wir es in den nächsten fünf-

zig Jahren nicht mehr erleben werden.“ Und wieder sollte der Kaiser recht behalten, genau so wie er immer recht behält, wenn er vor jedem Spiel sagt: „Ja, die XXX (hier kann jedes beliebige Land eingesetzt werden) sind ein ganz schwieriger Gegner.“ Es wurde ein großes Fest, und trotzdem kam alles anders als erwartet. Werfen wir einen Blick auf die deutsche Mannschaft: Mannschaft samt Trainer(mannschaft) seit zwei Jahren in der Dauerkritik von seriöser Presse bis hin zu unsäglichen Comedians, das Aufgebot konsequent verjüngt und mit Spielern, deren Namen so international wie die Namen mancher französischer und niederländischer Spieler klangen (etwa Odonkor, Asamoah)—es gab fast nichts, was nicht massiv kritisiert worden wäre—einschließlich des Torwartwechsels von Kahn zu Lehmann. Besonders böse Zungen verbanden vermeintlich fehlende Spielkultur mit dem Namen des jungen Spielers Lahm und Provinzialität mit dem Namen seines Kollegen Mertesacker. Wohlgedenkt: alles das war vor der Fußballweltmeisterschaft. Die deutsche Mannschaft erstolperte sich einen Sieg, zeigte ansonsten aber ansehnliche bis sehr schöne Spiele, kam ins Halbfinale und scheiterte in diesem Spiel gegen eine italienische Mannschaft, die das Spiel wegen zweier Traumtore vollkommen verdient gewann. Im Spiel um den dritten Platz wiederum gewann die deutsche Mannschaft und wurde am Vormittag des Endspiels in Berlin stürmisch umjubelt und zu den „Weltmeistern der Herzen“ gekürt. Was hatte das Spiel der deutschen Mannschaft so reizvoll gemacht? Natürlich die alten Tugenden wie Kampfgeist und die Entwicklung der Mannschaft zu einem echten Team während der Weltmeisterschaft—aber da war mehr: vor allem Spielfreude, Offensivfußball mit dem Risiko des Rückschlags, Stürmer, die nicht nur auf Vorlagen aus Abwehr oder Mittelfeld warteten, sondern bereits in der gegnerischen Hälfte auch Abwehrarbeit leisteten. Anders ausgedrückt: die Mannschaft verzichtete auf den so unattraktiven Berechnungsfußball, für den die Formel nach gewonnenem Spiel lautet: „Ja, wir konnten Spiel und Gegner über die gesamte Spielzeit kontrollieren und dann aus einer Standardsituation heraus das entscheidende Tor erzielen.“ Und so wie die Mannschaft mit unerwartet schönem Spiel erfreute, so überraschte „Fußballdeutschland“ mit nie gekannter entspannter Fröhlichkeit und Festlaune. Für viele wurde sogar das Spiel um den dritten Platz, für gewöhnlich kaum beachtet, nachträglich zum eigentlichen Endspiel, nachdem dieses zwar spannend, aber doch von zu vielen Häßlichkeiten begleitet war. Italien wurde Weltmeister und kehrte tags darauf in die Tristesse eines landesweiten Korruptionssumpfes zurück. Frankreich wurde Vizeweltmeister und fuhr mit dem Makel eines unbeherrscht reagierenden und daher zweifelhaft gewordenen Idols Zinedine Zidane nach Hause. Das Finale kam für beide Mannschaften einigermaßen überraschend. Italien schien ebenso wie Frankreich, Tschechien, Schweden, England und Brasilien bei diesem Turnier nie richtig in die Gänge zu kommen. So gewann es etwa nur durch einen verwandelten unberechtigten Elfmeter gegen Australien, in Frankreich wurde in der Vorrunde von katastrophalen Spielen und einem ewigen Unverständnis zwischen Mannschaft und Trainer gesprochen, Tschechien und Schweden spielten glücklos, England versuchte es mit Brechstangenfußball und einigen Geistesblitzen, fand aber in Beckham weder den erwarteten Spielmacher noch mit dem schwedischen Trainer das richtige Erfolgskonzept. Brasilien schließlich war zur Überraschung aller plötzlich zu einer

Mannschaft des Berechnungsfußballs mutiert, in der der derzeit beste Fußballer der Welt, Ronaldinho, nicht so spielen und sich entfalten durfte wie in seiner Mannschaft Barcelona, in der er spielbestimmend und -entscheidend ist und durch wahrhaft akrobatische Spielzüge auffällt, die immer wieder durch herrliche Tore ihren krönenden Abschluß finden. Die Brasilianer können alles am Ball, durften es aber nicht zeigen und ebneten Frankreich damit den Weg ins Finale. Argentinien hätte Brasilien bei dieser Weltmeisterschaft überflügeln können, scheiterte aber im Elfmeterschießen an Deutschland (allerdings nachdem sein als „Elfmeterkiller“ bekannter Torwart nach sehr hartem Einsatz von Miroslav Klose verletzt ausgeschieden war). Die deutsche Mannschaft hat genau den schönen Offensivfußball geboten—natürlich nicht in technischer Perfektion—, den man sich von Brasilien erwartet hatte, Italien und Frankreich krampften sich eher ins Endspiel. Positive Überraschungen: das spielfreudige Australien, das mitreißende Trinidad und Tobago, einige starke afrikanische Mannschaften und eine solide Schweizer Mannschaft, die in zwei Jahren im eigenen Land Europameister werden möchte und kann. Die schönste positive Überraschung allerdings: das deutsche Publikum: entspannt, fröhlich, gelassen, in vierwöchiger Bestlaune, in den großen Städten nach den Spielen mit den Fans der gegnerischen Mannschaften ganze Nächte durchfeiernd. Von den befürchteten fremdenfeindlichen Ausschreitungen gegenüber den Gästen aus aller Welt keine Spur. Die Zeichen standen auf Offenheit und Miteinander. Und wer glaubte, Fußball sei Männersache, sah sich eines besseren belehrt: deutlich erkennbar war die gleiche Verteilung von Männern und Frauen etwa auf den Fanmeilen und vor den großen Bildschirmen in den Städten. Überhaupt—und natürlich durch das hochsommerliche Wetter begünstigt: eine Weltmeisterschaft fast ganz im Freien, haben doch Millionen Menschen die Stätten der öffentlichen Übertragung der Spiele (*public viewing*) dem heimischen Fernsehgerät vorgezogen. Mit dieser Weltmeisterschaft hat sich das gewiß auch stereotype Bild des verbitterten und freudlosen Deutschen in der Welt zum Positiven gewandelt. Dabei soll es nun möglichst lange bleiben.

Günter Grass ist Bildhauer, Graphiker, Schriftsteller, Literaturnobelpreisträger und eine Art moralische Instanz. Er hat ein neues Buch geschrieben. Es heißt *Beim Häuten der Zwiebel* und sollte zur Frankfurter Buchmesse 2006 erscheinen. Ein Erinnerungsbuch des Autors über seine Kindheit in Danzig, seinen Kriegsdienst einschließlich Kriegsgefangenschaft und über seine ersten künstlerischen Schritte in der Nachkriegszeit. Letztere hat Grass als stark von Zufällen geprägte Zeit erfahren und im Gespräch geäußert, „wie sehr vom Zufall abhing, wo man bei Kriegsende landete. Ich wurde aus der Gefangenschaft in den Westen entlassen und befand mich auf freier Wildbahn. Ich mußte mir selbst etwas zusammenschustern mit all den Irrtümern und mit all den Umwegen, während Gleichaltrige meiner Generation, Christa Wolf etwa oder Erich Loest, im Osten des Landes sofort mit einer neuen und glaubhaften Ideologie versorgt waren. Da kamen auf einmal Widerstandskämpfer, die im spanischen Bürgerkrieg gewesen waren, die unter Hitler gelitten hatten, und boten sich als Beispiele an.“ Über den Kriegsdienst des 1927 geborenen Grass war bisher nur zu erfahren, er sei 1944 als Flakhelfer eingezogen worden und habe bis zur Kriegsgefangenschaft

1945 als Soldat gedient. Es war anders. In einem Interview mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* von Mitte Juli 2006, abgedruckt in der FAZ vom 12.08.06, spricht Grass über sein neues Buch, in dem er nach einundsechzigjährigem Schweigen seine Mitgliedschaft in der Waffen-SS bekennt: „Ich hatte mich freiwillig gemeldet, aber nicht zur Waffen-SS, sondern zu den U-Booten ... Aber die nahmen niemanden mehr. Die Waffen-SS hingegen hat in diesen letzten Kriegsmonaten 1944/45 genommen, was sie kriegen konnte. ... Und für mich ... war die Waffen-SS zuerst einmal nichts Abschreckendes, sondern eine Eliteeinheit ...“ Mit diesen Worten stellt sich Grass als verblendetes Mitglied der Waffen-SS dar. Auf die Frage: „Hatten Sie ein Schuldgefühl deswegen?“ antwortet er: „Währenddessen? Nein. Später hat mich dieses Schuldgefühl als Schande belastet.“

Die Waffen-SS (SS steht für Schutzstaffel) war kein Teil der Wehrmacht, sondern ging aus einer bewaffneten Truppe für den persönlichen Schutz Hitlers hervor und entwickelte sich unter Heinrich Himmler zu einer bis zu 900.000 Mann zählenden Nebenarmee. Nach dem 20. Juli 1944 wurden entgegen dem ursprünglichen Elitegedanken alle Freiwilligen von der Waffen-SS eingezogen, so auch Günter Grass.

Weder in seinem viele tausend Seiten umfassenden politischen und autobiographischen Prosawerk noch in der Öffentlichkeit hat sich Grass je als Widerstandskämpfer dargestellt, sondern immer eine gewisse Faszination durch den Nationalsozialismus eingestanden. Er hat jedoch stets das Fehlen von intellektuell-moralischer Bewältigung des Nationalsozialismus in der Bundesrepublik Deutschland moniert und z.B. den Besuch des amerikanischen Präsidenten Reagan und des Bundeskanzlers Kohl im Jahr 1985 auf dem Soldatenfriedhof Bitburg, wo auch etwa fünfzig Angehörige der Waffen-SS bestattet sind, charakterisiert als „eine Geschichtsklitterung, deren auf Medienwirkung bedachtes Kalkül Juden, Amerikaner und Deutsche, alle Betroffenen gleichermaßen verletzte“. Mit seinem Eingeständnis nach über sechzig Jahren nun erweist er sich selbst als Beispiel ebendieser fehlenden bzw. späten Bewältigung.

Die Resonanz, die das Interview mit Grass innerhalb kürzester Zeit ausgelöst hat, hat den Verlag veranlaßt, Grass' Buch bereits am 16.08.06 auf den Markt zu bringen. In der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 14.08.06 hat Roman Bucheli die Interviewäußerungen von Grass als Versuch der Selbststilisierung des Autors kritisiert und auf fortdauernde Verblendung angesichts des folgenden Zitats von Grass zur Nachkriegszeit in Westdeutschland abgehoben: „Wir hatten Adenauer, grauenhaft, mit all den Lügen, mit dem ganzen katholischen Mief. Die damals propagierte Gesellschaft war durch eine Art von Spießigkeit geprägt, die es nicht einmal bei den Nazis gegeben hatte.“

Weitere Stimmen, die ein Spektrum von Verständnis über Enttäuschung, Entrüstung und Empörung bis hin zu Ekel erkennen lassen:

Kardinal Lehmann, Vorsitzender der Bischofskonferenz: „Ein Christ wird auch

mit einem ziemlich späten Bekenntnis gütig umgehen.“ Und: „Wer von Euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein.“

Ralph Giordano, Schriftsteller: „Ich habe stets einen antifaschistischen Grass erlebt. Er hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem blinden Kind von damals. Ich glaube, er hat schwer darunter gelitten, daß er das verschwiegen hat.“

Wolfgang Thierse, Bundestagsvizepräsident: „Einige äußern sich so vehement, als hätten sie nur darauf gewartet, Grass als öffentliche Person zu vernichten. Es ist absurd, in ihm nun einen politisch-moralischen Outcast zu sehen.“

Martin Walser, Schriftsteller: „Der Mündigste aller Zeitgenossen kann sechzig Jahre lang nicht mitteilen, daß er ohne eigenes Zutun in die Waffen-SS geraten ist. Das wirft ein vernichtendes Licht auf unser Bewältigungsklima.“

Bernd Neumann, Kulturbeauftragter der Bundesregierung, zweifelt nicht am Fortbestand des literarischen Werkes von Grass, „aber als moralische Instanz, als die er sich selbst immer sah, hat er Schaden genommen“.

Charlotte Knobloch, Präsidentin des Zentralrats der Juden in Deutschland: „Er ist stets als strenger moralischer Mahner aufgetreten. Sein langjähriges Schweigen über die eigene SS-Vergangenheit führt nun seine früheren Reden ad absurdum.“

Der Dramatiker Rolf Hochhuth findet Günter Grass „ekelhaft“, „widerlich“ und moralisch diskreditiert, aber „als Propagandist seiner Memoiren ist Grass nicht zu übertreffen“.

Hellmuth Karasek, Literaturkritiker: „Er hat den Nobelpreis wie kein anderer deutscher Schriftsteller verdient. Aber ich denke, er hat ihn sich erschlichen. Ich glaube nicht, daß er ihn bekommen hätte, wenn das bekannt gewesen wäre.“

Dario Fo, italienischer Nobelpreiskollege von Günter Grass: „Der junge Grass hat sich gewiß gemeldet, weil er von romantischen, heldenmütigen Wallungen gedrängt wurde. Bei uns herrschten Opportunismus und Überlebenswille vor. Am Ende standen wir besser da—um es mit Brecht zu sagen: Glückliche das Land, das keine Helden nötig hat.“ Nach Ansicht von Fo hat Grass an intellektuellem Ansehen verloren, was ihn aber „humaner“ machen und an „die Zerbrechlichkeit aller“ heranrücken könne.

Das *Wall Street Journal* schließlich nennt den Autor der „Blechtrommel“ schlichtweg einen Blechmoralisten.

Deutschland wird an die Bewältigungsarbeit auch seiner ältesten Moralisten erinnert. Aber auch jüngere Moralisten treten in der Sache Grass auf den Plan, nur nehmen sie bei vergleichbarem Anerkennungsstreben andere Themen in den Blick: Für Juli Zeh, Juristin und Schriftstellerin, ist Günter Grass nie moralische

Instanz gewesen, auch für Florian Illies nicht, der Grass vielmehr als „unglaubliche Nervensäge“ empfand. Die Schriftsteller Eva Menasse und Michael Kumpfmüller schließlich fordern ein Ende der „Selbstbespiegelungen“, einen Themenwechsel und die Anwendung der schmerzhaften Lehren der Geschichte. Für sie ist es „beschämend, daß die Affäre Grass innerhalb von drei Tagen mehr Wortmeldungen und moralisch gefestigte Standpunkte von deutschen Dichtern und Denkern produziert als der Krieg in Nordisrael und Südlibanon in den 33 Tagen davor.“ Dem ist hinzuzufügen: beide Themen, das Thema Grass und das Thema Krieg im Libanon und Nordisrael sind wichtig.

Festzuhalten bleibt: der Bücherherbst 2006 hat bereits im Sommer sein Ereignis, wobei Gerhard Steidl, dem Verleger des Buches von Günter Grass, nach eigener Aussage die Brisanz des Werkes geraume Zeit unbemerkt geblieben sei. Ihm sei zunächst Grass' Beschreibung seiner Entwicklung vom Bildhauer zum Schriftsteller besonders eindrücklich erschienen. *Habent sua fata libelli*.

Dr. Jörg Wormer, München, August 2006

Copyright © 2006 Jörg Wormer und *Zeitschrift für Interkulturellen Fremdsprachenunterricht*